Meine erste Schlacht

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): **- (1900)**

Heft 15

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-801452

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Darum lasset nicht nach, ihr Mitstreiter, wenn auch rings die Kanonen ihren blutgierigen Rachen zeigen und es aussieht, als ob die Welt in Trümmer sinken sollte, einzustehen für die Gerechtigkeit, Raum zu geben der Stimme des Herzens, des Gewissens! *G.-C.*

Meine erste Schlacht.

(Aus der „Review of the Week", übersetzt von F. Sch.)

Ihr wollt wissen, was eine Schlacht ist! Ich kann es euch nicht sagen. Soll ich deshalb vorgeben, dass es ausser dem Bereiche menschlicher Darstellungskraft liege, eine Schlacht zu schildern? Nein, ich will lieber ehrlich sein und bescheiden gestehen, dass *meine* Feder der Aufgabe nicht gewachsen ist. Gross ist die Zahl derer, die Schlachten geschildert; doch gleichen kaum zwei Schlachtenbeschreibungen einander; denn wie die Individuen, so müssen auch ihre Geistesprodukte verschieden sein.

Als ich zum ersten Mal das Schlachtfeld betrat, überkam mich Furcht. Entsetzt euch nicht darob! Hatte ich wirklich Angst? Hätte ich das Weite gesucht? Dass ich mich fürchtete — warum sollte ich es verhehlen? Und fortgerannt wäre ich nur zu gerne, wenn das möglich gewesen. Hätte ich allein solchen Gefühlen Raum gegeben, ich müsste mich in den Boden hinein schämen, solch ein Bekenntnis abzulegen...

Behaupten zu wollen, man fürchte sich vor nichts, gar nichts, man wisse überhaupt nicht, was Furcht heisse, ist Prahlerei, und wer so spricht, ist ein Bramarbas ohne gleichen. Der Anblick, wie die gemeinen Soldaten sich duckten (als verneigten sie sich vor dem Geist der Schlachten) wenn die Kartätschen unheimlich pfeifend ihnen über die Köpfe sausten, war wohl der beste Beweis. Wahrlich Selbsterhaltung ist das oberste Naturgesetz. So eine Stimmung hält glücklicherweise nur kurze Zeit an. „Kein Rückzug!" „Wir müssen unsere Pflicht thun!" „Wir stehen im Felde um zu kämpfen!" „Dort ist der Feind!" Solche Gedanken blitzen einem durch den Kopf und man wird ruhiger. Dann folgt der feste Entschluss — so ging es mir wenigstens — dem Feinde nahe zu rücken. Wie oft hört oder liest man nicht von Konzentration der Geisteskräfte. Ich glaube, nie zuvor einen festen Entschluss gefasst zu haben.

Ich und viele andere haben auf dem Schlachtfelde manches gelernt, das wir sonst nie und nimmer gelernt hätten. Dordsworth nennt das Gemetzel „Gottes Tochter", von der sich mit Recht sagen liesse „to know her is a liberal education." Jetzt wurde es plötzlich hell in gewissen Fächern meines Gehirns, in denen es von Kindesbeinen an dunkel gewesen. Erst jetzt erkannte ich, was es heisst, alle seine Kraft in einer einzigen gewaltigen Anstrengung zu vereinigen: auf den Feind loszugehen —

In diesem Stadium des Gefechts (wenn dasselbe noch nicht eigentlich begonnen) hatte mich alle Furcht verlassen. Ich hatte alles um mich her vergessen — selbst meine liebsten Freunde. Ich sah nur das eine Ziel. Dies dauerte eine Zeit lang, während welcher der Vormarsch fortdauerte und die Kugeln daherflogen und unsere Reihen lichteten. Als wir aber in die Schusslinie des Feindes eintraten, war es auch mit dieser Phase vorbei. Dann, als unsere Leute links und rechts fielen, als das Blut an uns aufspritzte, schlug die Schlachtwut loh in mir auf. Es wollte mir scheinen, als sei etwas in meinem Hirn zersprungen. Das Blut schoss mir ins Gesicht. Ich war mir mehr physischer Kraft bewusst als je zuvor in meinem Leben. In meinem Innern gab es bloss ein Hauptwort — Blut, und mein Wörterbuch kannte nur das eine Verb — töten. Wenn sich der Gebildete derart hinreissen lässt, wie muss es erst (und wie könnte es anders sein?) dem Ungebildeten ergehen? In solchen Lagen wirft der Mann die Maske der Menschlichkeit von sich und wird zum Tier. Was ist das anderes als Atavismus? Und dieser Umstand allein erklärt den landläufigen, aber nichtsdestoweniger schrecklichen Ausdruck: die Greuel des Krieges.

Lesen wir von Grausamkeiten, die unsere Verwundeten von Seiten der Buren zu erdulden hatten, wie leicht sind wir bereit, denselben Glauben zu schenken! Hören wir dagegen, wie britische Soldaten die feindlichen Verwundeten misshandeln, so ist es von uns vielleicht ebenso begreiflich als unphilosophisch, hinter dieselben ein Fragezeichen zu setzen.

Menschen sind schliesslich Menschen, und im Kriege sinkt der Mensch zum Tier. Er schreitet in seiner Entwicklung um tausende von Jahren zurück.

Dann folgt der entscheidende Angriff, die Gier zum Metzeln, der Durst nach Blut. Wir höhren das Gestöhn der Verwundeten, die Klagerufe derer, die uns lieb sind, die Schreie der von höllischen Schmerzen Gepeinigten. Wir achten ihrer nicht. Wir treten Tote und Verwundete mit Füssen. Vielmehr lachen wir, wie wahnsinnig, und drängen vorwärts, mordend. Thut es einem weh, einen Menschen zu töten? Glaubt es nicht. Es ist ein Fest. Und je mehr wir metzeln, desto toller werden wir, desto mehr schwelgen wir in teuflischer Freude. Ich darf nichts sagen von Blutflecken, von den schauerlichen Scenen, die wir mitansehen müssen, von den fürchterlich klaffenden Wunden.

Alles das ist schon oft geschildert worden. Aber Mitleid und Erbarmen sind vom Schlachtfelde verbannt; humane Kriegsführung (klingt nicht der Name schon unmöglich?) ist eine hohle Phrase. Mitgefühl, Erbarmen, Civilisation — wo sind sie? Wo bleiben sie, wenn wir dem Gegner das Bajonett in die Brust stossen, ihn bis zum Kinn spalten?

Doch dieser Freude am Blutvergiessen folgt die Reaktion. Wir fallen selbst, die Schlacht ist entschieden. Und wohl dem, der, tötlich verwundet, schlafen kann, um nicht mehr zu erwachen; denn das ist der Augenblick, wo er eine selige Freude empfindet, die er nie zuvor gekannt. Aber für alle, welche die Schlacht überleben (sei es, dass sie immer noch aufrecht stehen in den gelichteten Reihen, sei es, dass sie „von Wunden ganz bedecket", auf der Wahlstatt liegen) kommt die Reaktion. Wir gelangen allmählich wieder in den Besitz unserer Vorurteile, wir werden wieder civilisierte Menschen. Wir schreiten von der Pliocän-Periode über Jahrtausende hinweg zum Jahre 1900. Und die Reaktion ist für alle mehr oder minder schauerlich. Viele — diejenigen gewöhnlich, die, wie ich, zum ersten Male im Feuer gestanden — werden krank, physisch krank. Andere lächeln bitter mit schrecklich blassen Gesichtern, wenn sie sich den Schweiss von der Stirne wischen. Kein normaler Soldat brüstet sich mit den Thaten, die er vollbracht oder der Zahl derer, die er niedergemacht — im Gegenteil, er schämt sich und die Intensität der Scham richtet sich nach dem Bildungsgrade des Einzelnen.

Nachher kommt uns das Ganze vor wie ein abscheulicher Traum; aber wir sind Tage lang erschöpft wie nach der Heimkehr von einer langen, ermüdenden Wanderung.

Materialismus und Militarismus.

Es ist bekannt, dass England Macht und Reichtum grossenteils Indien verdankt. Man weiss, dass gegenwärtig in dieser Kolonie eine furchtbare Hungersnot herrscht, die hunderttausende von Opfern fordert. Statt aber ihren Unterthanen, welche sie schon lange ausgebeutet, nach Pflicht und Vermögen Hülfe zu leisten, wendet die englische Regierung aus Habsucht und einigen Spekulanten zu Liebe Riesensummen auf und scheut Goldes wegen vor keinem Blutvergiessen zurück, um im fernen Afrika ein stammverwandtes, friedliches Völkchen zu knechten und in Verzweiflung zu stürzen. Wahrlich ein erschreckendes Beispiel der Niederträchtigkeit, zu welcher die Habsucht selbst eine Nation von anerkannt liberalen Grundsätzen verleiten kann. Wie viele mögen darob wieder in ihrem Glauben an das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit schwankend werden und mit einstimmen in den hässlichen Chorus: „Geld regiert die Welt." Befriedigt doch die